



Gudula Linck

Ruhe in der Bewegung. Chinesische Philosophie und Bewegungskunst

Verlag Karl Alber, Freiburg 2013.
280 Seiten, € 24,00

Gudula Linck ermöglicht es dem vom westlichen Denken geprägten Leser, in Philosophie und Wahrnehmungswelten alter chinesischer Kultur einzutauchen.

Dank ihrer profunden Kenntnis chinesischer Sprache, Kultur und Philosophie gelingt es Linck, dem interessierten Leser einen Einblick in die subtilen Erfahrungsräume alter östlicher Wissenschaften zu verschaffen. Die typisch östliche Betonung von Vernetzung, Verwobenheit, Dynamik, Stille und Impuls sowie der Verschmelzung von Raum- und Zeiterfahrung lässt den Leser in eine andere Form wissenschaftlicher Realität gleiten. Es ist ein durchaus intensiver Blick, der dem Leser zugemutet wird. Zitate, Geschichten und Gleichnisse alter philosophischer Literatur sollen altöstliche Erfahrungswelten begehbar machen.

Linck führt durch die Welt multidimensionaler östlicher Kunst- und Lebenspflege. Ob meditative Bewegungskunst, Kampfkunst, Musik, Poesie, Kalligrafie oder Haus- und Gartengestaltung, überall finden sich differenziert arrangierte und verwobene philosophische Verweise auf vielschichtige Wissenshintergründe. So wäre es altchinesischen Praktikern zum Beispiel völlig fremd erschienen, einzelne Lebensräume als isolierte Erfahrungswelten zu betreten. Die Autorin will aufzeigen, dass ganzheitlicher Wissensgewinn aus altöstlichen Traditionen – dem jegliche Teilheit wesens-

fremd ist – sich nur durch ein Sich-Einlassen in leiblich erlebte Welt-Erkenntnis erschließen lässt.

Es wird nachvollziehbar, dass es sich zum Beispiel beim QiGong, wie bei allen östlichen Künsten, um geduldig zu erlernende Praxisformen handelt, die erst nach einem längeren Einlassen Vielschichtigkeit und Tiefe erkennen lassen. Derart ist das Buch auch ein wichtiger Beitrag, die meditative Praxis des QiGong als Kunst innerhalb vielschichtiger Künste auch in die zeitgenössisch westlichen philosophischen Diskurse einzuführen. Durchschreitet Linck das Tor zu altem östlichen Wissen doch über westlich geprägte philosophische Praxis und Sprache. Es gelingt ein Blick auf jene das „Ich“ relativierende, kontemplative Bewusstseinsveränderung, die sich aus atmosphärischer, synästhetischer, das heißt die Sinne übergreifender Wahrnehmungserfahrung generiert. Es bleibt allerdings fraglich, ob die westlich-phänomenologischen Begrifflichkeiten für eine Annäherung an diese subtilen Wissenswelten ausreichen. Wenngleich Linck ausdrücklich klarstellt, dass ein rein intellektuelles Erfassen-Wollen scheitern muss, bleibt doch selbst bei phänomenologischer Interpretation einiges an jener typisch östlich-verwobenen Subtilität verborgen. Gerade am essenziellen Phänomen Qi wird deutlich, dass sich dessen Verstehbarkeit dem westlich geprägten Zugang entzieht.

Der lachende altchinesische, sich selbst vergessende, *niemals-Meister-sein-wollende* daoistische Künstler tritt leider nur in einzelnen Kapiteln in Erscheinung. Diesen dem Ansatz nach heiteren Aspekt vermehrt einzubringen, hätte dem Buch über weite Teile gutgetan. In Meditations- und Praxisanleitungen lässt die Betonung auf äußere Form und Ausführung konfuzianische Ritualtreue erahnen. Weniger Ritualtreue und mehr Einladung, tatsächlich in diese Welt des konkretismen-vergessen-machenden Ausdrucks einzutauchen, würde die Essenz östlicher Künste noch verstehbarer machen.

Gut gelungen ist der Blick auf eine Welt, der reiner Zweck, reine Bestimmung, reiner Nutzen fremd, beklemmend und sinnlos erscheinen. Es zeigt sich ein Spiel fühlbarer Sprache, spürbaren rhythmischen Wechsels von Andeutung und Auflösung, Stille, Impuls und – Bewegung in der Ruhe. Aufgrund des verständlichen Schreibstils ist Lincks Buch ein lesenswerter Beitrag für leibphilosophisch interessierte Theoretiker, Praktiker und Lehrende östlicher Lebenspflege (QiGong, Tai-chi, Kampfkünste, Fengshui und andere) sowie kulturgeschichtlich Interessierte.

Alexandra Gusetti

Dagmar Fenner

Was kann und darf Kunst? Ein ethischer Grundriss

Campus Verlag, Frankfurt 2013.
286 Seiten, € 24,90

Vittorio Hösle

Zur Geschichte der Ästhetik und Poetik

Schwabe Verlag, Basel 2013.
102 Seiten, € 16,50

Die Frage nach der Kunst im Besonderen und dem Schönen im Allgemeinen ist nicht erst seit den blutigen Schlachtorgien von Hermann Nitsch, den in Formalin eingelegten Haifischen von Damien Hirst oder den „sinnfreien“ Gedichten der Dadaisten virulent. Für seine heute weltberühmten Sonnenblumen wurde Vincent van Gogh zu Lebzeiten ausgelacht und die zwischenzeitlich nicht weniger gerühmten Bilder Monets seiner Zeit als unfertige widerliche Schmierereien und Resultate einer „bedauerlichen Geistesgestörtheit“ geschmäht. Eine Positionsbestimmung dessen, was das Schöne, was Kunst ist und was Kunst darf, scheint vonnöten.

„Ist das Kunst oder kann das weg?“ Besser als mit dieser hilflosen, zwischenzeitlich zum geflügelten Wort avancierten Frage einer Reinigungsfachkraft in einem Museum lässt sich die Verunsicherung über den Kunstbegriff der Gegenwart nicht ausdrücken. Auch wenn schon Aristoteles darauf hinwies, dass sich Gedichte nicht zwangsläufig reimen müssen, stoßen bei der Beurteilung der Werke der modernen Kunst nicht nur Putzfrauen an die Grenzen ihres ästhetischen Empfindens.

So weiß Dagmar Fenner zu berichten, dass die Leverkusener Ortsgruppe der SPD in Ermangelung einer Kühlmöglichkeit für die Getränke der im Museum anberaumten Ortsgruppensitzung kurzerhand eine im Abstellraum des Museums lagernde Kinderbadewanne reinigte. Man mag sich den nervlichen Zustand des Museumsdirektors gar nicht erst vorstellen, als er den von Joseph Beuys für die nächste Ausstellung mit Schmieröl und Heftpflaster verzierten und solchermassen zum Kunstwerk erhobenen Alltagsgegenstand fein säuberlich geputzt an seinem Platz vorfand. Marcel Duchamp hatte sich mit seinen als „Readymades“ bezeichneten, durch museale Ausstellung zu Kunstwerken erklärten Alltagsgegenständen noch nicht einmal die Mühe der „Verzierung“ beziehungsweise „Umgestaltung“ gemacht. Sein zwischenzeitlich als Klassiker gelten-